

Inhalt

Einleitung	7
I. Aschenputtel oder:	
Von einem Vertrauen, das die Angst besiegt	9
1. Der Tod der Mutter	24
2. Das Geschenk des Vaters	68
3. Die Hochzeit des Königssohnes	79
4. Die Suche nach der Identität	117
II. Schneewittchen oder:	
Von der Leben rettenden Macht der Liebe	137
1. Die Frau am Fenster	146
2. Die Frau im Spiegel	157
3. Der tödliche Neid auf die Jugend	179
4. »Gefressen« vor »Liebe«	195
5. Im Zwergenheim	212
6. Das vergiftete Leben	220
7. Die Frau unter Glas	231
8. Die Auferstehung der Liebe	241
9. Strafen oder Verstehen – von einer Möglichkeit mehr als ein Märchen	265
III. Marienkind oder:	
Die Wahrheit wird euch frei machen	273
1. Der arme Vater und die Mutter Gottes	280
2. Das Paradies der »Mutter Gottes« und sein Preis	288

3. Der Sündenfall der 13. Pforte	292
4. Das Kleid aus Tränen und aus Träumen	305
5. Die Hochzeit der Stummen	313
6. Die Rückkehr der »Madonna« oder: Das erzwungene Geständnis	322
7. Zwischen Angst und Glaube, oder: Welch eine Art von Religion?	333
Anmerkungen	339
»Aschenputtel«	339
»Schneewittchen«	364
»Marienkind«	388

Einleitung

Eigenartig! Wann irgend im Deutschen Bundestag jemand erklären würde: »Das war eine Märchenstunde!«, würde er seinen Vorredner der Blauäugigkeit, der Unverantwortlichkeit, des bloßen Wunschdenkens, Populismus, der Gesundbeterei und Ähnlichem mehr zeihen. Dabei steht es außer Frage, dass wir, die sogenannten »Erwachsenen«, der Märchen mehr noch brauchen als die Kinder. Es war ERICH KÄSTNER, der in den Tagen der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Deutschland gegen das Diktum, es sei naiv, ohne Wehrwillen und Vergeltungsbereitschaft den Frieden erhalten zu mögen, den militanten »Erwachsenen« ins Stammbuch schrieb: »Wer, wenn er erwachsen wird, aufhört, das Kind zu sein, das er einmal war, hört auf, ein Mensch zu sein.« Kein Kind wird geboren, um den Krieg zu lernen; kein Kind kommt zur Welt, um mit Gewalt um sein Überleben zu kämpfen; im Gegenteil: In jedem Menschen, der das Licht der Welt erblickt, erwacht der Traum von Liebe, Einheit und Glück. Und eben diesen Traum schildern die Märchen, und sie beschwören uns, an diesen Traum zu glauben, trotz aller Einwände und Widersprüche, Enttäuschungen, Verstellungen und Verformungen und scheinbar unerträglichen Verkleinerungen.

Man nehme das *Marienkind*: Da wird die Armut und Armseligkeit der Eltern kompensiert durch die Erscheinung der »Madonna« und ein Leben wie im Himmel; doch dieser süße Traum ist wie vergiftet durch ein Verbot, die Sphäre engelgleicher »Unschuld« zu verlassen und zu einer Frau heranzureifen. Selbst die Kinder, die eine Frau gebiert, können ihr vom Jungfrauenideal der Mutter Gottes gestohlen werden... Die katholische Kirche gab die Geschichte in den Tagen der Gegenreformation in Umlauf, um mit ihrer Marienmystik und Beichtpraxis die Gläubigen an sich zu binden; doch wie viele Schuldgefühle, neurotische Ängste und Entfremdungen gehen zurück auf die Tabuisierung

irdischen Glücks zwischen Frau und Mann? Ein einziges Märchen recht zu verstehen bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als einen Weg der Befreiung und der Reifung aus falschen Idealen und Abhängigkeiten für sich und alle »Marienkinder« zu finden, die darauf warten, ehrlich zu sich selber stehen zu dürfen.

Andere fühlen nicht von unmenschlichen Moralvorstellungen sich gehemmt und eingeengt, – sie drohen an den Widersprüchen zu zerbrechen, die in der Haltung ihrer Mutter sichtbar werden. Was ist im Märchen von *Schneewittchen* »gut« und »böse«, was zwischen »Mutter« und »Stiefmutter« Liebe und Hass, was noch Erziehung, was bereits Zerstörung? Wann darf man dem Leben vertrauen, wann muss man seine Verlockungen meiden? Wie viele sind, die in all den Zwängen und Ambivalenzen nur leben können wie Untote in gläsernen Särgen – als Schauobjekt einer vermarkteten Schönheit in den Absperrungen der Angst und der Unberührbarkeit, als verschüchterte Kinder, die für das Leben nicht gemacht zu sein scheinen? Und doch sehnen gerade sie sich nach jemandem, der sie trotz allem liebt und sie mit seiner Liebe fortträgt aus dem Zwergenreich ins »Erwachen«.

Und das *Aschenputtel!* Es folgt nicht dem *American Dream*, der da besagt, alles werden, alles erreichen, alles schaffen zu können, wenn man nur zäh und stark genug ist und nicht aufgibt; es glaubt im Gegenteil gegen die Dreinrede: »Du hast nichts, du kannst nichts, wir mussten uns deiner schämen« an den Wert, den es bei seiner »richtigen« Mutter geborgen weiß. Nur: Durch wie viel Traurigkeit, Verstohlenheit und Doppelbödigkeit muss jemand aufblühen zu seiner eigentlichen Schönheit, bis dass er wagt, unter den Augen eines Anderen, der es »unbedingt will«, sich vorzuzeigen und der Zuneigung sich zu getrauen?

Folgt man der Botschaft der Märchen, stellt die Welt, die wir gewöhnlich als real betrachten, sich als ungeheuerlich heraus; doch gleichzeitig beginnen wir zu glauben an die Macht, die einzig über den Grad unserer Menschlichkeit entscheidet: an die Liebe. Nur sie erlöst uns von den Zwängen der Moral des Über-Ichs (*Marienkind*), von den standardisierten Wunschbildern des Es (*Schneewittchen*), von den reaktiven Idealen des Ichs im Feld von Einsamkeit und von Verlassenheit (*Aschenputtel*).

I. Aschenputtel oder: Von einem Vertrauen, das die Angst besiegt

Einem reichen Manne, dem wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, dass ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: »Liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein.« Darauf tat sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. »Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen!«, sprachen sie. »Wer Brot essen will, muss es verdienen: Hinaus mit der Küchenmagd.« Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. »Seht einmal die stolze Prinzessin, wie sie geputzt ist!«, riefen sie, lachten und führten es in die Küche. Da musste es von Morgen bis Abend schwere Arbeit tun, früh vor Tag aufstehn, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein taten ihm die Schwestern alles ersinnliche Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so dass es sitzen und sie wieder auslesen musste. Abends, wenn es sich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, sondern musste sich neben den Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, dass der Vater einmal in die Messe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte. »Schöne Kleider«, sagte die eine, »Perlen und Edelsteine« die zweite. »Aber du, Aschenputtel«, sprach er, »was willst du haben?« »Vater, das erste Reis, das Euch auf Eurem Heimweg an den Hut stößt, das brecht für mich ab.« Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel dankte ihm, ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf und weinte so sehr, dass die Tränen darauf niederfielen und es begossen. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und

allemaal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und wenn es einen Wunsch aussprach, so warf ihm das Vöglein herab, was es sich gewünscht hatte. Es begab sich aber, dass der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Die zwei Stiefschwestern, als sie hörten, dass sie auch dabei erscheinen sollten, waren guter Dinge, riefen Aschenputtel und sprachen: »Kämm uns die Haare,bürste uns die Schuhe und mache uns die Schnallen fest, wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß.« Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. »Du, Aschenputtel«, sprach sie, »bist voll Staub und Schmutz und willst zur Hochzeit? Du hast keine Kleider und Schuhe und willst tanzen!« Als es aber mit Bitten anhielt, sprach sie endlich: »Da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet, wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen.« Das Mädchen ging durch die Hintertüre nach dem Garten und rief: »Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen.«

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an pick, pick, pick, pick, und da fingen die übrigen auch an pick, pick, pick, pick und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüssel der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: »Nein, Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen: du wirst nur ausgelacht.« Als es nun weinte, sprach sie: »Wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen«, und dachte: »Das kann es ja nimmer mehr.« Als sie die zwei Schüsseln Linsen in die Asche geschüttet hatte, ging das Mädchen durch die Hintertüre nach dem Garten und rief: »Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen.«

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an pick, pick, pick, pick, und da fingen die übrigen auch an pick, pick, pick, pick und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Und eh eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: »Es hilft dir alles nichts: Du kommst nicht mit, denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müssten uns deiner schämen.« Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

»Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich.«

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten, es müsste eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und dachten, es säße daheim im Schmutz und suchte die Linsen aus der Asche. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit sonst niemand tanzen, also dass er ihm die Hand nicht losließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: »Das ist meine Tänzerin.«

Es tanzte, bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: »Ich gehe mit und begleite dich«, denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wär' in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte: »Sollte es Aschenputtel sein«, und sie mussten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzweischlagen konnte; aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Öllämpchen brannte im Schornstein, denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herabgesprungen und war zu dem Haselbäumchen gelaufen: Da hatte es die schönen Kleider abgezogen und aufs Grab gelegt, und

der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von Neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

»Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich.«

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab als am vorigen Tag. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte gewartet, bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, sprach er: »Das ist meine Tänzerin.« Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging ihm nach und wollte sehen, in welches Haus es ging: Aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner großer Baum, an dem die herrlichsten Birnen hingen, es kletterte so behend wie ein Eichhörnchen zwischen die Äste, und der Königssohn wusste nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm: »Das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, es ist auf den Birnbaum gesprungen.« Der Vater dachte: »Sollte es Aschenputtel sein«, ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie sonst auch, denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wieder gebracht und sein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

»Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich.«

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es in dem Kleid zu der Hochzeit kam, wussten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, sprach er: »Das ist meine Tänzerin.«

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es entsprang ihm so geschwind, dass er nicht folgen konnte. Der Königssohn hatte aber eine List gebraucht und hatte die

ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen: Da war, als es hinabsprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängengeblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Mann und sagte zu ihm: »Keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh passt.« Da freuten sich die beiden Schwestern, denn sie hatten schöne Füße. Die Älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein, da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: »Hau die Zehe ab: Wann du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.« Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiss den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mussten aber an dem Grabe vorbei, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

»Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck (Schuh):
Der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim.«

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Hause und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester sollte den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: »Hau ein Stück von der Ferse ab: Wann du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.« Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiss den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

»Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck:
Der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim.«

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder nach Hause. »Das ist auch nicht die rechte«, sprach er, »habt Ihr keine andere Toch-

ter?« »Nein«, sagte der Mann, »nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbüttetes Aschenputtel da: Das kann unmöglich die Braut sein.« Der Königsson sprach, er sollte es heraufschicken, die Mutter aber antwortete: »Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen.« Er wollte es aber durchaus haben, und Aschenputtel musste gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königsson, der ihm den goldenen Schuh reichte. Dann setzte es sich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem schweren Holzschuh und steckte ihn in den Pantoffel, der war wie angegossen. Und als es sich in die Höhe richtete und der König ihm ins Gesicht sah, so erkannte er das schöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: »Das ist die rechte Braut!« Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschrakten und wurden bleich vor Ärger: Er aber nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

»Rucke di guck, rucke di guck,
kein Blut im Schuck:
Der Schuck ist nicht zu klein,
die rechte Braut, die führt er heim.«

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königsson sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und Teil an seinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die Älteste zur rechten, die Jüngste zur linken Seite: Da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach, als sie herausgingen, war die Älteste zur linken und die Jüngste zur rechten: Da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag bestraft.

Was ein »Aschenputtel« ist, weiß scheinbar jeder, und viele, auch erwachsene Frauen (und Männer), fühlen sich Zeit ihres Lebens so. Was also ist ein »Aschenputtel«? Die Antwort darauf fällt trotz allem merkwürdig schwer.

Dem Namen nach ist ein »Aschenputtel« »die in der Asche wühlende, sich wälzende Küchenmagd, ein geringfügiges unreines Mägdlein« – »pusseln« oder »pöseln« im Sinne von »mühsam suchen« und

»sölen« = sudeln, »im Schmutz verderben«¹ steckt in dem Wort. Eine andere Vermutung möchte den Namen aus dem Griechischen ableiten: aus den Worten achylia = Asche und puttos = weibliche Scham; Aschenputtel wäre dann ein Mädchen, das »mit der Scham in der Asche« sitzt.² So oder so ist der Name mehr als ungenau, denn er beschreibt nur die Außenseite, das, was man sieht; viel wichtiger aber für das Wesen eines »Aschenputtels« ist die Innenseite, das, was man nicht sieht, doch unbedingt sehen muss, um das Wesen eines solchen Menschen zu verstehen. Das Geheimnis, das Wunder seines Lebens nämlich besteht darin, mitten im Elend niemals das Gefühl für seine eigene Würde zu verlieren und gegen die scheinbar erdrückende Macht der Widerstände der gesamten äußeren Welt den Traum nicht aufzugeben, im Grunde zu etwas Königlichem bestimmt zu sein.

Dieser Kontrast: zwischen äußerer Erniedrigung und innerer Berufung, zwischen Ausgangsbedingung und Ziel, zwischen Schicksalsungunst und Herzenssehnsucht bestimmt den Kern der Aschenputtelgestalt. Nicht: »Das Aschenputtel«, sondern »Die Aschenkönigin« müsste das Grimm'sche Märchen deshalb eigentlich heißen, um die Spannung seines Hauptmotivs wiederzugeben.

Wer die Geschichte vom »Aschenputtel« interpretieren will, kommt folglich nicht umhin, sich in die Seele von Menschen hineinzudenken, hineinzufühlen, die den äußeren Lebensumständen nach chancenlos auf die unteren Ränge verbannt sind: allzu arm, ja, armselig muten die Verhältnisse ihres Elternhauses an, als dass man ihnen einen großen sozialen Aufstieg zutrauen möchte – sie haben, in unseren Tagen, womöglich keinen »höheren« Schulabschluss, sie sind keine »Studierten«, sie sind, zumindest in ihren eigenen Augen, nicht einmal besonders attraktiv, ihre Ausstrahlung bietet eher das Bild von grauen Mäusen, die nichts sind und nichts haben, außer, dass sie den Mund zu halten und sich in »Bescheidenheit« zu üben haben.

Und das tun sie denn auch. Vermeintlich! Nach außen hin! – Unter der Asche aber, mitten in dem Ruß eines scheinbar ausgeglühten Lebens glimmt doch die unerstickte Glut eines verborgenen Verlangens nach einem ganz anderen, wahren Sein, zu dem es im Augenblick zwar keinen Zugang gibt, das aber dennoch eines Tages unfehlbar anheben wird, wenn irgend denn Leben noch sein soll.

»Aschenputtel« – das ist mithin ein oft langes Warten gegen alle Enttäuschung, das ist die Geschichte von einem unbeugsamen Stolz

entgegen aller Erniedrigung, das ist ein zähes, geduldiges Hoffen wider alle äußere Entbehrung; »Aschenputtel« – das ist ein Leben in hundert Stunden unerhörter Einsamkeit, das ist ein unbemerktes Weinen unter der nach außen zur Schau getragenen Maske von Gehorsam, Folgsamkeit und womöglich von Frohsinn; das ist ein stummes Klagen in äußerem Schweigen – oder in äußerlicher Redseligkeit; »Aschenputtel« – das ist das brennende Gefühl eines unaussprechlichen chronischen Unrechts, das es zwar jetzt zu durchleiden gilt, mit dem aber niemals sich einverstanden zu erklären ein Rest verbliebenen Wertgefühles sich ein für allemal weigert. »Aschenputtel« – das ist das Märchen von dem Mysterium des Menschen, der selbst dann noch an seine Größe glaubt, wenn man in einer Kette nicht endender Demütigungen ihm seinen »vermessentlichen Hochmut« mit schikanöser Gewalt auszutreiben sucht. »Aschenputtel« – das ist in der Sprache des Märchens ein Dokument für die noch unentdeckte Würde des Menschen im Unscheinbaren, eine Chiffre für das Nichtzerbrechen eines geheimen Adels, der seine eigene Herkunft nicht kennt und doch um so inständiger seine Zukunft ersehnt. »Aschenputtel« ereignet sich überall und immer wieder, wenn und wo Menschen nicht davon lassen, an die Berufung ihres Wesens trotz allem zu glauben.

Das »Aschenputtel«-Märchen auszulegen, bedeutet daher, Menschen den Mut zu schenken, an ihren kühnsten Erwartungen festzuhalten und auf den Wert und die Einmaligkeit ihres Lebens unverwandt zu bestehen; es bedeutet, an die Widerlegbarkeit der sogenannten »Realität« durch die wahrhaft »märchenhaften« Möglichkeiten des Daseins zu glauben; es bedeutet, immer wieder den äußeren Anschein der Unscheinbarkeit eines Menschen beiseite zu räumen und mitten im Weinen das beginnende Glück, mitten im Zerbrechen der Hoffnung das Reifen einer größeren Gestalt und mitten im vermeintlich Ausichtslosen die ersten Umrisse einer nur erst zu ahnenden Wahrheit zu erkennen. »Aschenputtel« – das ist als Erstes das Märchen von dem Sieg der Schönheit über die Schande, des wahren Seins über den falschen Schein, des inneren Wesens über die Verfälschungen des Äußeren; »Aschenputtel« – das ist der nie noch zu Ende geträumte Traum von dem verborgenen Königtum in jedem Menschen.

Was Wunder also, dass das »Aschenputtel«-Motiv sich nicht nur größter Beliebtheit, sondern auch größter Verbreitung zumindest in Europa erfreut?³ Welch einem Menschen in diesem Leben geschieht

schon »recht«? Das Gefühl scheint irgendwie jeder zu kennen, mit der Fülle seiner Begabungen und Anlagen unter den gegebenen Verhältnissen seines Lebens zu kurz zu kommen und »eigentlich« zu etwas ganz Anderem bestimmt zu sein, als in den Beengtheiten schon der Familiensituation der Kindertage sich hat verwirklichen können. Was aber ist die Alternative dazu?

Bekannt ist der »amerikanische Traum«: Du kannst alles werden, was du willst, besagt er, wenn du nur willst und an dich glaubst. Du kannst, wie Rockefeller, vom Schuhputzer zum Millionär aufsteigen, wie Leon Spinks vom Prügelknaben der Slums zum gefeierten Profiboxer, vom Niemand in den Straßen New Yorks zum Präsidenten der Vereinigten Staaten – du musst nur wollen und unbeirrt an deiner Karriere basteln. Gemessen an solchen Träumen der pragmatischen Äußerlichkeit weist das Aschenputtel-Märchen in all seinen Varianten einen charakteristischen Unterschied auf: Es erzählt nicht von einem Aufstieg zu Ruhm, Geld und Macht durch zielstrebiges Handeln und berechnendes Auftreten, es schildert vielmehr den Durchbruch des wahren Ichs in all seiner Schönheit und Größe durch die bestätigende Entdeckung eines anderen Menschen. Gerade nicht der narzisstische Traum von der eigenen Unüberwindlichkeit oder Unwiderstehlichkeit spricht sich hier aus, sondern die ganze Schilderung des Märchens gilt einer zögernden, wartenden, mutigen Hoffnung auf die helllichtige Liebe und Zuneigung eines anderen, der imstande ist, den Wert der eigenen Person wirklich zu begreifen. Erwählung, nicht Selbstdurchsetzung ist das Thema des »Aschenputtels«. Da ist nichts zu »machen«, wohl aber ist es möglich, all das zu werden, was man eigentlich ist; da gibt es nichts Äußeres zu gewinnen, wohl aber gilt es, die wahre Gestalt des eigenen Wesens erblühen zu lassen; da ist nichts zu erobern, wohl aber alles geschenkt zu erhalten. Das eigentliche Geschenk aber besteht in dem Wunder einer Verwandlung, die sichtbar werden lässt, was im Grunde immer schon war und nur unter der »Asche« verborgen lag.

Es geht, wie man sieht, um eine Erfahrung, die dicht heranreicht an den Raum des Religiösen.

Die älteste schriftlich fixierte Fassung des Aschenputtel-Motivs findet sich denn auch in der Bibel.⁴ In 1 Sam 16,4–13 wird erzählt, wie der Prophet Samuel in Bethlehem ein Opfermahl abhält, zu dem er auch Isai und seine Söhne einlädt, um einen von ihnen auf Weisung Gottes zum König zu salben. Als erster erscheint Eliab – ein Mann von gutem

Aussehen und hohem Wuchs, so dass selbst Samuel schon denkt, dies sei gewiss der König Gottes, sein Messias; doch der Herr ermahnt den Propheten, nicht auf das Äußere zu schauen. Ebenso geht es bei Abinadab, ebenso bei Samma – so geht es bei allen sieben Söhnen Isais. »Dann fragte Samuel den Isai: Sind das die Knaben alle? Er antwortete: Es fehlt noch der Jüngste; der hütet die Schafe. Samuel sprach zu Isai: Sende hin und laß ihn holen; denn wir werden uns nicht (zum Mahle) setzen, bis er da ist. Da sandte er hin und ließ ihn holen. Er war ein rotblonder Jüngling mit schönen Augen und von guter Gestalt. Und der Herr sprach: Auf! salbe ihn, er ist es!«⁵

Schon in dieser Erzählung wird der Gegensatz von Innen und Außen deutlich, und er wird als durchaus religiös verstanden: »Gott sieht nicht auf das, worauf der Mensch sieht. Der Mensch sieht auf den äußeren Schein, der Herr aber sieht auf das Herz« (1 Sam 16,7). Da wird die Fähigkeit, einem Menschen »ins Herz« zu sehen, als eine »göttliche« Sehweise gerühmt, die üben muss, wer etwas Rechtes in der menschlichen Geschichte bewirken will, und Samuel wäre kein »Prophet«, wenn er nicht in einem verlausten und verachteten Hirtenjungen auf den Fluren Bethlehems (David) den kommenden König Israels zu erkennen vermöchte. Kein Zweifel: Auch David ist schön – stets ist die Gestalt des »Aschenputtel« von erlesener Anmut und größtem Liebreiz, doch immer auch wird diese Schönheit erst sichtbar nach der Relativierung einer nur äußeren Betrachtungsweise. Zum »Aschenputtel« gehört als Erstes die Geringachtung und Verachtung – es steht schon in der Geschwisterreihe ganz und gar im Schatten der anderen,⁶ der eigentlich Prädestinierten, der von Alter und Befähigung ihm überlegen Scheinenden, und doch ruht gerade auf ihm, dem Geringen, der Segen und das Glück der Erwählung.

Im Alten Testament malt sich in der Person Davids natürlich zugleich idealtypisch das Schicksal Israels selber, das von einem verachteten viehzüchtenden Nomadenvolk durch die Erwählung Gottes zu einem angesehenen Königsvolk aufsteigen wird. Im Neuen Testament wird Maria im »Magnificat« die »Tochter Sion« vertreten, die gemäß den Worten der Engelbotschaft in den Tagen der Endzeit den »Messias« gebiert, da Gott »hingesehen hat auf die Niedrigkeit seiner Magd« (Lk 1,46–55; Ps 113,6.7). Der »Herr, der den Niedrigen aus dem Staube erhebt«, kollektiv wie individuell – das ist die religiöse Seite des Aschenputtelmotivs.⁷